

Zeitschrift: Archiv für Thierheilkunde
Herausgeber: Gesellschaft Schweizerischer Thierärzte
Band: 11 (1843)
Heft: 3

Rubrik: Miscellen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn wir indeß nicht überall mit dem Verf. übereinstimmen, wenn nach unserem Dafürhalten derselbe in seinen Ansichten über Zweck und Einrichtung der Thierarzneischulen und der Thierärzte in einer Ideenwelt sich bewegt, deren Verwirklichung noch Jahrhunderte auf sich warten lassen dürfte, so müssen wir doch gestehen, daß durch das Ganze hindurch ein guter Geist weht, und daß überall in demselben die Tendenz des Verf. hervorleuchtet, die Thierheilkunde und Landwirthschaft auf eine möglichst hohe Stufe von Vollkommenheit zu bringen.

VII.

M i s z e l l e n.

N e f r o l o g :

Aloys Baumgartner, Med. Dr.

Wie ein Strom, dessen klare Gewässer in gemäßigter Bewegung dahin fluthen, auf ihrem Wege seine Ufergefilde erfrischend und ihre Fruchtbarkeit befördernd, so und auf andere Weise Nutzen und Wohlfahrt für den Menschen begründen und unterhalten: war vergleichungsweise das Leben des den Seinen, der leidenden Menschheit und unserm Vereine zu früh entrissenen Kollegen und Freundes.

Dr. Aloys Baumgartner ward geboren am 1. Dezember 1783 in der, zu der Gemeinde Hünenberg und zu der ausgebreiteten Pfarre Cham gehörenden, in

den Niederungen des Kantons Zug gelegenen, Langreute oder Langrütli, in einer schönen, mit Cerealien und Obstbäumen bepflanzten Gegend. Sein Vater war Dr. Joseph Heinrich Baumgartner, ein in der Nähe und Ferne berühmter und vielbeschäftigter praktischer Arzt. Zwei jüngere Brüder, der eine ebenfalls Arzt, der andere Thierarzt, sind früher gestorben.

Baumgartner besuchte bereits im 6ten Altersjahre die Stadtschulen in Zug, und 9 Jahr alt kam er nach Luzern, um sich in den dortigen Unterrichtsanstalten vorerst auf die Gymnasialstudien vorzubereiten, und dann sich diesen selbst zu widmen. Unter der Pflege und Leitung des, um das Erziehungswesen hochverdienten, Professors Thaddäus Müller, nachmaligen Stadtpfarrers und bischöflichen Kommissärs, und bei den Vorträgen seiner übrigen Lehrer, unter denen der Professor der Rhetorik, der Jesuit F. R. Krauer, als Philologe berühmt war, entwickelten sich seine Talente, und vermehrten sich seine Kenntnisse schnell.

Die weitere Bildung des Berewigten zum wissenschaftlichen Arzte geschah in Süddeutschland, und seine eigenen Aeußerungen hierüber sind für die Geschichte jener sowohl, als für die Schilderung seines Charakters bezeichnend genug, um wörtlich angeführt zu werden. „Nachdem ich (noch sehr jung) die ersten Schulen in Luzern absolvirt hatte, kam ich nach München, und studirte dort Logik und Physik zwei Jahre lang. Wer weiß, wie weit noch die Philosophie in den Jahren 1798 bis 1801 in den Baiernschen Staaten zurück war, wird sich nicht wundern, wenn ich sage, daß in meinem Kopfe

ein wissenschaftliches Chaos und keine soliden philosophischen Kenntnisse entstanden seien. Es war gerade der Zeitpunkt, als die Kant'sche Philosophie zur Herrschaft gelangt war, und manchem Professor selbst den Kopf verwirrte. — Von München ging ich nach Landshut, Medizin zu studiren; daselbst ging es, wie an dem erstern Orte, oder noch ärger zu. Kein Professor wußte etwas von Brown, und würde, denk ich, ganz gemächlich beim Alten geblieben sein, wenn nicht die Schüler ihn gezwungen hätten, mit dem Geiste der Zeit fortzugehen. Es kamen nämlich junge Aerzte von Bamberg, und erklärten privatim die neue Brown'sche Lehre; es ging mir wie der Jugend insgemein, welche alles, was den Reiz der Neuheit an sich trägt, begierig ergreift. Ich glaubte, im ersten halben Jahre schon mehr zu wissen, als mancher alte Praktiker; denn was ist wohl leichter zu fassen und leichter auszuführen, als bei Schwäche zu stärken und bei zu viel Stärke zu schwächen. Endlich fingen die Professoren selbst an, der Mode wegen zu brownnifiren. Diese ersten Eindrücke blieben fest, und befestigten sich vollends nach 2 Jahren in Würzburg, wo ich unter Thomann den Spital als Praktikant besuchte, und Brown's Grundsätze am Krankenbette sich zu erwahren schienen. — In derselben Zeit lehrte dort Dömmeling nach den Grundsätzen der Erregungstheorie, und Brown mußte das Feld räumen. Dazu kam noch die Schelling'sche Philosophie (von der ich schon in Landshut aus Neugierde einige Brocken verschluckt, aber nicht verdaut hatte) und gab der Brown'schen Theorie theoretische Gnadenstöße. — Mit diesem philosophischen

Wirrwarr im Kopfe hielt ich mich mehr an das Praktische, wurde indeß mißtrauisch, da Thomann zuweilen gestand und gestehen mußte, dieses und jenes in der Praxis reime sich nicht mit der neuen Theorie. Ich setzte meine Studien fort, erhielt im Jahr 1803 den medizinischen Doktorgrad und ging nach Wien, wo ich unter Peter Frank die Klinik besuchte, und in praktischer Hinsicht dort wirklich am meisten profitirte. Vielleicht nicht ohne Einfluß für mein ganzes Leben war es, daß sowohl mein Lehrer Frank, als ich, am Spitaltyphus erkrankten, und das langwierige Krankenlager mir so viel Zeit zu meiner vervollkommnung raubte. Gern wäre ich noch länger in Wien geblieben und war Willens, auch noch Paris zu besuchen; allein Familienereignisse (Vater und Mutter waren während seiner Abwesenheit gestorben) riefen im Herbst 1804 mich gebieterisch nach Hause zurück.“

Baumgartner wurde unterm 6. Novbr. desselben Jahres von dem Sanitätsrathe seines Kantons examinirt, und auf eine für ihn rühmliche Weise als Arzt und Wundarzt patentirt. Nachher begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Würzburg zurück, wo auch sein jüngerer Bruder dieselben noch betrieb. Er blieb noch über ein Jahr daselbst, kehrte dann ins Vaterland zurück, und begann seine praktische Laufbahn, über welche er sich unter anderm folgendermaßen äußerte: „Meine allerersten Patienten starben; es waren zwar chronische Kranke, die allezeit dem jungen, neu ankommenden Ärzte in die Hände fallen, weil sie schon alle andern Aerzte probirt haben. Meine damals noch Brown'schen Grundsätze standen öfters dem guten Erfolge

meiner Praxis im Wege, doch nicht immer, und jene erweiterte sich nach und nach. Zu der Zeit erschien eine asthenische Pneumonie im Kanton Zug, und in den angrenzenden Kantonen Aargau und Luzern epidemisch. Ich hatte vollauf zu thun, heilte glücklich, indem ich von 300 Kranken keinen einzigen verlor, während andern Aerzten, die mit Lariren und Aderlassen nach alter Sitte zu Werke gingen, sehr viele starben. Dieses glückliche Probestück und meines sel. Vaters Renomé erwarben mir Zutrauen, einigen Ruf, und vergrößerten so meine Praxis. Dazu kamen veränderte häusliche Verhältnisse und der störende Besitz eines großen Landgutes, der mir alle Zeit zum Fortschreiten in meinen Kenntnissen raubte, somit meine wissenschaftliche Vervollkommenung hinderte, und mich nach und nach von der ärztlichen Praxis abzog, welche ich mit Ruralgeschäften und die medizinische Lektüre mit der landwirthschaftlichen vertauschte, bis ich später rathsam fand, den ganzen Hof zu verkaufen. Wäre dieser in wissenschaftlicher Beziehung für mich so nützliche Entschluß nicht eingetreten, so hätte ich mich wahrscheinlich von der medizinischen Laufbahn ganz entfernt. Nun aber verlegte ich mich neuerdings auf das Studium der Medizin; meine Praxis kam wieder in ihren vorigen Meridian, und ist nun fast zu groß, da meine Geschäfte mir fast keine Zeit zum Studiren übrig und kaum so viel Muße ließen, die neuesten medizinischen Schriften zu lesen, um einiger Maßen mit dem Geist der Zeit in medizinischer Hinsicht Schritt zu halten. Am meisten weckte und spornte meinen Fleiß die medizinische Gesellschaft der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, deren Mitglied ich bin,

an u. s. w.“ „Laßt uns“, so rief der Berewigte seinen Kollegen und Freunden zu, „laßt uns arbeiten zum Wohl der Menschheit und zu unserm Vergnügen; und sollte auch den Regierungen der vier Kantone das Gute, das aus solchen Gesellschaften hervorgehen kann und soll, für jetzt nicht einleuchten! Uns genüge das Unfrige gethan zu haben; unsere Nachkommen sollen uns nicht der Trägheit und Unlust, zur Beförderung des Guten mitzuwirken, oder eines bösen Willens anzuklagen Ursache haben.“

Außer dem so eben erwähnten und unserm Vereine, war Baumgartner Mitglied der schweiz. Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften, an deren Versammlungen er gern Antheil genommen hätte, aber seiner vielen praktischen Geschäfte wegen nur ein oder ein paar Mal nehmen konnte. Als Vorstand unserß Vereins in den Jahren 1816 bis 1819 hat er sich durch seine Bemühungen und die festere Begründung und gesicherte Forterhaltung desselben großes Verdienst erworben. Zwar wohnte er auch diesem Vereine aus dem angeführten Grunde seltener bei, keineswegs aus Mangel an Lust dazu und an Interesse für die Sache, die einem so warmen Verehrer der Wissenschaft, einem Manne, der sein ganzes Leben hindurch mit regem Eifer nach Wissen und Erkenntniß strebte, nicht abgehen konnten.

Baumgartner verehelichte sich im Jahr 1811 und ward Vater von sechs Kindern, zwei Söhnen und vier Töchtern. Der ältere von den erstern, durch Fleiß und Sittsamkeit ausgezeichnet, starb im 14ten Altersjahre an einer Unterleibsentzündung; der jüngere hat sich dem Berufe des Vaters gewidmet, und studirt gegenwärtig in Würz-

burg; Gattinn und Töchtern sind am Leben. Auch zu den Staatsgeschäften ward der Berewigte durch das Zutrauen seiner Mitbürger gezogen. Er war zwei Mal Mitglied des dreifachen Landrathes, legte aber wegen Mangel an Zeit die Stelle nach abgelaufener Amtsdauer nieder, und ließ sich nicht bewegen, sie neuerdings anzunehmen.

Mehrere Jahre vor seinem Tode fing Baumgartner an zu kränkeln; es entwickelte sich nach und nach ein phthisischer Zustand, und bereits mußten seine Verwandten und Freunde der Besorgniß Raum geben, daß er kein hohes Alter erreichen werde. Zwar hatte eine Luftveränderung und die ihm so nöthige Ruhe von Geschäften insoweit einen günstigen Erfolg, daß nach seiner Rückkehr einige Hoffnung für die längere Erhaltung des so vielen Menschen theuren Lebens aufkeimte. Er setzte seine ärztliche Praxis wieder fort; aber nicht lange, und sein kranker Zustand machte schnelle Fortschritte; seine Kräfte sanken; noch strengte er dieselben an, um nicht die ganze Zeit auf dem Krankenlager zubringen zu müssen; allein zuletzt dazu genöthigt, äußerte er sich mit den Worten: „Ich habe keine andere Wahl, ich muß mich hier permanent erklären.“ Von nun an verließ er das Bett nicht mehr, und konnte den Kranken, deren unwandelbares Zutrauen zu ihm als ihrem Arzte sie an dasselbe führte, nur noch guten Rath ertheilen. Am 31. Jenner dieses Jahres ging sein Geist in die bessere Welt hinüber; sein Leichenbegängniß hatte am 2. Hornung Statt; die ganze Pfarrgemeinde nahm Antheil an demselben, und die Thränen Vieler benetzten die Grabstätte des Entschlafenen.

Baumgartner besaß manche Vorzüge des Geistes und Herzens, und diese wirkten um so wohlthätiger für ihn selbst, die Seinigen und seine Nebenmenschen, als sie nicht durch Eigenschaften des Charakters entgegengesetzter Art geschwächt und verdunkelt wurden. Nur mit dem Grade von Eifer und Fleiß, die er sowohl auf die Betreibung seiner Studien, als später und bis nahe an sein Ende bei der Ausübung des ärztlichen Berufes verwandte, konnte er das werden, was er geworden und das leisten, was er geleistet hat. Bei einem ruhigen, stillen Wesen war sein Gemüth beim Arbeiten wie im Umgange mit Freunden und Bekannten heiter; bei den öfters lebhaften Unterredungen seiner Studiengenossen über streitige wissenschaftliche Gegenstände, ließ er sich selten vernehmen, ohne, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf zu treffen, und in Gesellschaft sprach er wenig; was er aber sagte, zeugte von Scharfsinn, und war meistens mit Witz und Laune gewürzt. Er war redlich, zu Diensten bereitwillig und wohlthätig, hing mit seltener Treue an seinen Freunden, und liebte die Seinigen zärtlich. Tief wurde er durch den frühzeitigen Tod seines hoffnungsvollen Sohnes gebeugt; heiße Schmerzens Thränen entquollen seinen Augen bei dessen Begräbniß, und auf seinem letzten Krankenlager sah er mit fast ängstlichem Verlangen den Bericht von seinem Sohne in Würzburg entgegen.

Baumgartner war ein unermüdlich thätiger, höchst gewissenhafter, und eben darum ausgezeichnete und sehr beliebter Arzt. Er schrieb die Berichte über das Befinden seiner Kranken in ein besonderes Buch, verzeichnete ebenso die Rezepte, und bereitete dann die Arzneien selbst, wodurch das Zutrauen, das er sonst genoß, in hohem Grade gesteigert wurde. Die Besorgniß, daß ein Arztgehilfe hin und wieder aus sich selbst handeln würde, hielt ihn jederzeit ab, einen solchen zu halten, obwohl er im Durchschnitt an 2000 Kranke jährlich besorgte. Seine Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen ihn auch nicht am Krankenbette, und wenn Kinder und nahe Verwandte sich um das Leben der Ihrigen besorgt zeigten, munterte er sie nach Umständen auf. Den Abwartenden schärfte er ein:

„Erfüllet Ihr genau Euere Pflicht; ich werde thun, was ich kann; doch das ist nicht genug; Ihr müßt es dem da oben recht sagen, daß Er mir das rechte Gütterli (Arzneiglas) zeige. Ohne diesen kann ich nichts; Er ist der Meister, ich bin nur sein Handlanger.“ — Er war verschwiegen, wie dieß dem praktizirenden Arzte ganz besonders geziemt, und konnte unwillig werden, wenn er Kollegen auf der Gasse oder in den Wirthsstuben Krankheitsfälle verhandeln hörte. Die Neugier von Weibern, die etwa wissen wollten, was der Frau Nachbarin fehle, bestrafte er dadurch, daß er ihnen eine Antwort gab, durch deren Verbreitung sie selbst Gegenstand des Gelächters wurden.

Von zum Drucke gelangten schriftstellerischen Arbeiten des Verewigten ist dem Unterzeichneten nichts bekannt, als ein Aufsatz im ersten Hefte des zweiten Bandes des Archivs für Thierheilkunde von der Gesellschaft schweizerischer Thierärzte, mit der Ueberschrift: „Rhapfodische Sätze über verdorbene Säfte“, für welche Arbeit er von der Gesellschaft einen Preis erhielt. — In der Einleitung zu den „Fragmentarischen Bemerkungen aus meiner Praxis“, der auch die oben angeführten wörtlichen Aeußerungen entnommen sind, heißt es an einem Orte: „Ich bin nicht zum Schriftsteller geboren, und hätte auch in meinem vielseitig bewegten Leben keine Muße gefunden, mich dazu zu bilden.“ Diese fragmentarischen Bemerkungen waren für den Verein der Arzte in den Waldstätten bestimmt, erstrecken sich aber, weil beinahe die ganze Zeit des Verfassers von seiner ärztlichen Praxis in Anspruch genommen wurde, nur über die fünf ersten Monate des Jahres 1814.

Wir haben gesehen, daß Baumgartner als Staatsbürger zu Amt und Ehren gezogen worden ist. Er hing mit warmer Liebe an dem allgemeinen, wie an seinem engern Vaterlande, und unterhielt sich gern über die politischen Zustände des einen und andern. Schon auf der Hochschule bewies er sich seinen Landsleuten als ein treuer und kräftiger Beschützer, wenn sich dieselben bedroht und angegriffen fanden. In der Heimath zog er

das Gemeinwohl allen andern Interessen vor. Obschon nicht Bürger der politischen Gemeinde Cham, in welche er von Langenrüthi gezogen war, machte er sich dadurch um dieselbe hochverdient, daß er in dem Theurungsjahre 1817 eine geregelte Armenanstalt begründen half, einen nicht unbedeutenden Beitrag zu dem im Jahre 1824 eingerichteten dortigen Waisenhause leistete, und fortdauernd der Wohlthäter dieser Anstalt blieb, indem er als Arzt derselben für die dahin abgelieferten Arzneimittel und Behandlung der Kranken nur eine äußerst geringe Entschädigung annahm. Einen nicht minder lebhaften Antheil nahm er an der Verbesserung der Straßen, zeigte sich bei Gelegenheit persönlich zu allen möglichen Opfern für Erreichung dieses Zweckes in seiner Nähe bereit, und vernahm es auch noch, bereits nicht mehr fern vom Ziel seiner irdischen Laufbahn, stets mit Freude, wenn man ihm von neu angelegten oder verbesserten alten Straßen zu Berg und Thal erzählte.

Baumgartner zeichnete sich vor Allem durch tiefen religiösen Sinn aus. Er hielt fest am Glauben der Väter, an den Gebräuchen der Kirche und den Tröstungen der christlichen Religion. Als sein Erkranktsein schon bedeutende Fortschritte gemacht und seine Kräfte sichtlich abgenommen hatten, glaubte er den Morgengottesdienst am Sonntag, ohne desßhalb Rücksprache mit seinem Seelsorger genommen zu haben, nicht unbesucht lassen zu dürfen. Er war nicht unduldsam, ein Feind von geistlichem Müßiggange, aber noch mehr ein Feind von Spott über Religion und religiöse Dinge, ein Gegner von Eingriffen in die Rechte und das Besitzthum der Kirche, ein Trauernder, wenn er die Ueberhandnahme des Unglaubens, besonders bei der jüngeren Generation, bemerkte. Sein Vertrauen auf Gott war in jeder Lage des Lebens unerschütterlich; dasselbe vermehrte und befestigte sich bei den Fortschritten, die seine Krankheit machte; und so starb Baumgartner, wie er gelebt hatte: fromm, Gott ergeben, in jeder Beziehung würdig vorbereitet auf das Leben in der Ewigkeit.

Dr. J. R. Röchlin.
